

M. L. STEDMAN
EIN WEITES LEBEN

M. L. STEDMAN

EIN
WEITES
LEBEN

ROMAN

Deutsch von Cornelius Hartz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»A Far-flung Life« bei Doubleday, London.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Verlag und die Autorin behalten behält sich die Verwertung
des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke
des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © 2026 by M L Stedman
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
unter Verwendung eines Motives von mauritius images / Zoonar/
Uwe Bergwitz, Zoonar GmbH / Alamy / Alamy Stock Photos.

BL · Herstellung: AnG

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-1005-3

www.blanvalet.de

*Dem weisen Rat kluger Stimmen gewidmet,
voller Dankbarkeit.*

»Mir ist nichts Menschliches fremd.«

TERENZ (ca. 185–159 v. Chr.)

»Jenseits dessen, was wir für Recht und Unrecht halten,
liegt ein weites Feld. Dort wollen wir uns treffen.«

RUMI (1207–1273 n. Chr)

Teil I

1

Westaustralien

Freitag, 10. Januar 1958

Rote Erde, so weit das Auge reicht. Die Sonne wandert über einen endlosen blauen Himmel. Unter staubgrünen Mulga-Akazien sucht eine Kragenechse nach Schatten. Ameisen bauen sich eine Behausung, die die Hitze draußen hält. Kängurus saugen Feuchtigkeit aus zarten Blättern, spitzen die Ohren, um ein fernes Grollen zu orten: Auf der schnurgeraden zinnoberroten Linie, die zwischen den spärlich gesäten Bäumen hindurchführt, nähert sich ein einsamer Pritschenwagen.

Im Führerhaus des Bedford sitzen nebeneinander die drei Männer der MacBrides. Sie sehen aus, als hätte jemand eine Matrjoschkapuppe auseinandergenommen. Phil hat sein glattes dunkles Haar und sein ovales Gesicht an Warren vererbt, seinen ältesten Sohn, und beides findet sich auch bei Matt wieder, seinem Jüngsten. Einer wie der andere – seit Generationen die immergleiche Geschichte. Sogar Tochter Rosie, das mittlere Kind, ist dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, da sind sich alle einig. Lorna, die Mutter, kommt quasi gar nicht vor. Doch die anderen MacBrides erkennt man schon von Weitem.

Warren knuffte seinen kleinen Bruder in den Arm. »Meine Güte, du redest vielleicht einen Mist!«

»Nee! Um die Welt segeln. Unbewohnte Inseln entdecken«, sagte Matt. »Das wäre toll!«

»Wenn du nicht ordentlich mit anpackst, dann zerfressen die Termiten das verdammte Boot und du gehst auf dem Meer sofort unter.« Ihr Vater schaltete herunter, damit der Pritschenwagen die nächste Steigung schaffte. Von hinten blökteten ein paar Dutzend Schafe.

Dass die MacBrides auf ihrer Schaffarm ein Boot hatten, wäre nicht der Rede wert, hätte ihr Stück Land an der knapp zehntausend Kilometer langen Küste des Bundesstaates gelegen. Aber Meredith Downs, dessen Fläche vierhunderttausend Hektar maß, lag so weit im Landesinneren, dass es stellenweise in die Wüste hineinreichte.

»Worum ging es bei der Wette noch mal?«, fragte Matt.

Die Diskussion hatte begonnen, als sie die Stelle passierten, von der aus man in der Ferne eine einsame, hoch aufragende Silhouette sah: »Montys Hütte«, das sonderbarste Gebäude weit und breit, benannt nach Phils Onkel Montgomery MacBride. Die Legende, wie es ein voll aufgetakeltes Perlenfischerboot nach Meredith Downs – einer Farm mit zwanzigtausend Schafen und einem durchschnittlichen Jahresniederschlag von zweihundert Millimetern – verschlagen hatte, war im Laufe der Zeit immer weiter ausgeschmückt worden, aber die Grundzüge waren gleich geblieben: Ein alter Kumpel von Monty hatte seine Schulden in Naturalien beglichen, woraufhin ein paar Afghanen das Boot mit ihrem Kamelgespann hertransportiert hatten. Monty träumte immer davon, einmal damit in See zu stechen, vielleicht von der Südküste des Kontinents aus, auch wenn es im eisigen Südpolarmeer gar keine Perlen gab. Das Boot hatte bereits einen Namen gehabt: *Alpha Crucis*, nach dem hellsten Stern im Kreuz des Südens. Als Monty 1915 loszog, um an der Somme seine vaterländische Pflicht zu erfüllen, versprach ihm sein Vater, auf das Boot aufzupassen. Mit dem Geld aus dem Verkauf der Schurwolle baute er rund um das Boot einen Schuppen, sorgte dafür, dass das Holz immer gut geölt war, und hielt Spinnen und Termiten fern.

Aber im Krieg bekam Monty Gas ab, und nach seiner Rückkehr war er zu kaum mehr imstande, als sich in der glühenden Hitze des Schuppens im Boot zusammenzukauern und sich vorzustellen, wie er irgendwohin segelte, wo es schöner war als hier. Als er wenig später starb, lag das Boot immer noch auf dem Trockenen, seine Träume waren Träume geblieben. Sie verstauten seine Asche zusammen mit einem Kompass und einer Flasche Bier im Bug und gelobten, das Boot eines Tages zu Wasser zu lassen, um seine Asche im Indischen Ozean zu verstreuen. Phil MacBride machte ein Ritual daraus: Er lackierte regelmäßig das Holz, ersetzte ausgefranstes Tauwerk, und an Montys Geburtstag brachte er ihm ein Bier. Phil war sonst nicht für solche Skurrilitäten zu haben, aber in dem Fall machte er eine Ausnahme. »Das ist Tradition«, sagte er schlicht, wenn er die Flasche ehrfürchtig im Bug abstellte.

Jetzt beantwortete er die Frage seines Jüngsten: »Monty war davon überzeugt, dass er auf dem Grundstück von seinem Kumpel im Norden mit einer Wünschelrute auf Wasser stößt. Der meinte, wenn er das schafft, kriegt er das Boot. Und siehe da, er ist tatsächlich auf Grundwasser gestoßen, in dreißig Fuß Tiefe, und damit war die Sache geritzt. Der Kumpel hat sein Versprechen gehalten. Hat fast ein Jahr gedauert, das Boot hierher zu schleppen.«

Der Pritschenwagen ätzte, die Sonne nahm ihn mit jeder Stunde mehr aufs Korn. Die orangefarbene Schotterstraße war von ausgetrockneten Wasserrinnen durchzogen, die von den jüngsten, für diese Jahreszeit ziemlich ungewöhnlichen Regenfällen stammten. »Wir sollten mal die Planieraupe herbringen, Warren, und versuchen, den Abschnitt auszubessern«, sagte Phil, als die Straße kurzzeitig so uneben wurde, dass die Schafe durcheinanderpurzelten. »Sag Miles Bescheid, damit er dir hilft.« Danach unterhielten sie sich darüber, wie sich Miles Beaumont aus England als Verwaltungspraktikant gemacht hatte, jetzt, da seine Zeit bei ihnen fast vorüber war.

An einigen Stellen wichen die Salzsträucher dem Spinifex, und sechs schwarze Schwäne glitten über den riesigen Salzsee mit seinem kristallweißen Ufer. In luftiger Höhe drehten sich leise die metallenen Windräder auf den Koppeln und pumpten das kostbare Grundwasser nach oben. Hier und da liefen ein paar Schafe auseinander, als sie den Pritschenwagen kommen sahen.

Eingeklemmt zwischen seinem Vater und seinem Bruder, beobachtete Matt, wie ein paar Emus am Straßenrand auftauchten und kurz neben ihnen herliefen, bevor sie wieder in Deckung gingen. Blöde Viecher. Aber schnell. Schneller als die Warane – wo waren die eigentlich? Unzählige Tiere versteckten sich in den Sträuchern: Braunschlangen und Rotrückenspinnen, kleine Skinke und Abermillionen Ameisen. Außerdem Kamele, die auf eigene Faust umherstreiften, seit es keine Kameltreiber mehr gab. Bestimmt trampelte eines genau in diesem Moment irgendwo auf dem Gelände einen Zaun nieder, um an Wasser zu kommen. Aber sie waren längst nicht so schlimm wie die Dingos, die die Fallen witterten und die Nacht abwarteten, um ein paar der armen Schafe zu reißen. Und die Kängurus. Tausende verdammte Kängurus, da konnte sich ihr Jäger Pete Peachey noch so sehr ins Zeug legen.

Matt war so erschöpft, dass ihm die Augen zu fielen. Nicht nur, weil sie extrem früh losgefahren waren, sondern auch von der Aufregung über das Telegramm aus Perth gestern mit seinen hervorragenden Abschlussnoten. Nie wieder Schule! In der Nacht hatte er die meiste Zeit wach gelegen und überlegt, was er jetzt tun sollte. Warren, der eher wie zweiundvierzig aussah als wie zweiundzwanzig, würde Meredith Downs übernehmen, wenn ihr Vater in Rente ging – das stand fest. Matt musste sich daher etwas anderes ausdenken. Und genau jetzt, zwei Tage vor seinem achtzehnten Geburtstag, hatte er das Gefühl, dass ihm alles offenstand. Er konnte aufs College gehen, Ingenieur oder Wissenschaftler werden – oder Kartograf, schließlich hatte er ein Faible für Karten. Oder mithilfe

seiner Eltern eine eigene Farm kaufen. Vielleicht sogar heiraten? Irgendwann einmal. Er dachte an die hellgrünen Augen von Pattie Gosden. Seine Schwester Rose hatte ihm versichert, dass Pattie heute zu dem Treffen der Young Pastoralists in der Stadt kommen würde.

Nach stundenlanger Fahrt über ebene Schotterstraßen, während der sie mehrfach anhalten mussten, um die breiten Koppeltore zu öffnen und wieder zu schließen, erreichten sie die Grundstücksgrenze von Meredith Downs. Der Pritschenwagen mit den drei Männern und der Ladung Schafe war kaum mehr als ein lebendiges Sandkorn in der Landschaft.

Einige Jahrzehnte nachdem die Briten 1829 die Swan River Colony gegründet hatten, ließen sich die MacBrides in Westaustralien nieder. Lyle MacBride und sein Bruder Lachlan verließen die bescheidene Schaffarm ihres Vaters, nahmen zusammen mit ihren Frauen die strapaziöse Überfahrt von England auf sich, und im Laufe von zwei Generationen siedelten sich ihre Familien im ganzen Westen an, je nachdem, wo neue Flächen für die Weidewirtschaft freigegeben wurden. Im Laufe der Jahre zeigten die Karten des Kronlands, wie sie ein Grundstück nach dem anderen pachteten. Überall stand in roter Schreibschrift »MacBride«.

Ansonsten tauchte der Name in allen anderen Unterlagen auf, in denen man ihn erwarten würde: in den Geburten-, Sterbe- und Heiratsregistern sowie den Sitzungsprotokollen der Vermin Boards und Roads Boards. Auch in den Wetterberichten, die das Meteorological Office nach Perth und Melbourne schickte, fand der eine oder andere MacBride Erwähnung. Man entdeckte sie in Protokollen der Pastoralists' and Graziers' Association, in den Registern der Royal Agricultural Society und, und, und.

Die MacBrides besaßen das gewisse Etwas, wie es hieß: vernünftig, aber gewitzt, sorgsam, aber nicht kleinlich. Wenn es ihr Kontostand gestattete, spendeten sie für gute Zwecke, religiöse wie weltliche. Sie waren ideale Nachbarn: Bei Streitigkeiten blieben sie fair, in Notlagen packten sie mit an. Sie waren gute Landwirte, die sich stets der aktuell bewährten Methoden bedienten. Während es Lachlans Familie in den Norden zog, blieben Lyles Nachkommen auf Meredith Downs und erweiterten das Gelände schließlich auf knapp vierhunderttausend Hektar, die damals gesetzlich zulässige Höchstgrenze. Doch selbst vierhunderttausend Hektar sind kaum mehr als ein winziger Punkt auf der Landkarte des Bundesstaates Westaustralien, der mit zweieinhalb Millionen Quadratkilometern ein Drittel des gesamten Kontinents ausmacht.

Die MacBrides waren allesamt gutaussehende Männer und hatten die seltene Gabe, schicke junge Frauen aus der Stadt für das Leben im Busch zu gewinnen. Manche von ihnen brachten eine beträchtliche Mitgift in die Ehe ein, da ihre Väter Börsenmakler oder ihre Großväter Goldgräber gewesen waren, und so mangelte es auf der Farm nie an Geld, um harte Zeiten zu überstehen. Und die waren nicht gerade selten.

Das Leben im Busch ist hart. In England können von einem Hektar Weideland ein, zwei Schafe leben. Hier dagegen regnet es so selten, dass man eher sechzehn Hektar pro Schaf braucht. Es ist heiß. Die Sonne brennt. Aber in den Winternächten gefrieren die Wassertanks. Das gleißende Licht, durch das in diesen Breiten Leben entsteht, löscht es genauso teilnahmslos wieder aus und lässt bleiche Bäume und verlassene Gehöfte mit verrosteten Wellblechdächern zurück. Der Wind, der den Regen bringt, kann auch für Überschwemmungen sorgen, die ganze Scherschuppen mit sich reißen. Hier vermag dir alles, was dir guttut, auch zu schaden – so ist das nun einmal.

Dieses Land hat erstaunliche Dinge erlebt: die Evolution von Beutel- und Kloakentieren, von flugunfähigen Vögeln und flie-

genden Säugetieren. Es hat erlebt, wie Kontinente auseinanderbrechen und sich Inseln aus dem Meer erheben. Wie Ozeane zu Wüsten werden und Wüsten zu Gletschern. Und wie Menschen auf seiner unerbittlichen flachen Oberfläche ihr kurzes Leben leben.

Was die Dürren betrifft: Tja, die sind wie nervtötende Verwandte, von denen jeder weiß, dass sie früher oder später vorbeischauen werden. Die Frage ist nicht ob, sondern wann. Ein Grund mehr, warum man hier draußen derart riesige Grundstücke braucht: damit sich das Wetter verteilen kann. Es erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass zumindest ein Teil der riesigen Fläche genug Regen abbekommt, damit auf den Koppeln oder am Rand der aufgefüllten Wasserlöcher frisches Gras wächst, wohin man dann seine Tiere treiben kann. Sobald sich eine Dürre ankündigt, reduziert man schnellstens den Viehbestand, entlässt einen Teil der Arbeiter und wartet ab, bis die unheimliche Stille vorbeigeht. Die Stille, wenn kein Schaf mehr blökt, kein Vogel fliegt und kein Blatt im Wind raschelt, weil es kein Laub mehr gibt.

An jenem Tag im Januar 1958, als sich Phil mit Warren gerade über reparaturbedürftige Zäune unterhielt und Matt in Tagträumen von seiner Zukunft und Pattie Gosden versunken war, änderte sich mit einem Schlag das Leben der Familie MacBride. Gegen das, was ihnen bevorstand, wäre eine Dürre ein Kinderspiel gewesen.

Mit sieben Jahren hatte Phil MacBride Autofahren gelernt – sobald er mit den Füßen an die Pedale gekommen war. Ungefähr im selben Alter hatte er später auch seine Söhne erstmals hinters Steuer gesetzt. Eine der wichtigsten Regeln, die er ihnen eingeprichtert hatte, lautete: Niemals einem Känguru ausweichen! Man weiß nie, in welche Richtung es springt. Besser ein kaputter Kühl器, als ins Schleudern zu geraten und sich zu überschlagen.

Vielleicht lag es an dem Hitzeflimmern, dass Matts Vater für den Bruchteil einer Sekunde glaubte, die eins achtzig große, aufrechte Gestalt direkt vor ihm auf der Straße sei kein Riesenkänguru-bock, sondern ein Mensch. Bis Phils Füße die Bremse durchtraten, hatte ihm sein Kopf längst signalisiert, dass er sich getäuscht hatte, aber da schlitterte der Pritschenwagen bereits über den tückischen Schotter am Fahrbahnrand, und dann war unten plötzlich oben. Die Wucht des Aufpralls verbog das Metall, schleuderte einen von Phils Söhnen durch die Windschutzscheibe und spießte den anderen auf dem Schalthebel auf.

Mit letzter Kraft zerrte Phil Warren aus dem Führerhaus und schleifte ihn fort. Er entdeckte Matt, der mit blutendem Kopf und von sich gestreckten Gliedmaßen ein Stück vom Bedford entfernt auf der Erde lag. Dann sah er nichts mehr.

Benzindämpfe überlagerten den Duft der Salzsträucher, und das Knarren des nahen Windrads verklang unter dem verzweifelten Blöken der Schafe, während die Räder des Wagens durchdrehten und den Sprit in der Luft verteilten. Es dauerte nur wenige Minuten, bis sich die Dämpfe in der Hitze entzündeten und den Wagen in ein orangerotes Flammenmeer hüllten. Der schwarze Rauch der brennenden Reifen stieg als Säule in den grenzenlosen, leeren Himmel.

Die Männer der MacBrides lagen nebeneinander am staubigen Straßenrand. Einer wie der andere. Bald floss das Blut, das aus ihren Wunden quoll, zu einer einzigen dunkelroten Pfütze zusammen.

2

Als Sneaky Snook mit seinem Postauto nahe der Grundstücks-grenze von Meredith Downs auf den brennenden Wagen stieß, lagen die Schafe verstreut am Straßenrand und am Zaun, einige blökt-en benommen vor sich hin. Wer sich der Unfallstelle näherte, hätte glauben mögen, er sei auf ein grausiges Barbecue gestoßen. Ein Dutzend Hammel war noch hinter den Gitterstäben auf der Lade-fläche eingesperrt. Ihre Wolle war versengt, sie brannten langsam vor sich hin: verzweifelte Opferlämmer, die jedoch so köstlich duf-teten wie ein Kotelett frisch vom Grill. Insofern war schwer zu sa-gen, ob Lightning, der Hund des Postboten, vor Bestürzung bellte oder einfach nur, weil er Appetit bekam.

Zum Glück war die Straße für diese Gegend recht stark befah-ren – normalerweise kam hier mindestens einmal am Tag ein Auto vorbei. Diesmal dauerte es weniger als eine Stunde, bis Sneaky, den der Rauch auf den Plan gerufen hatte, die drei fand. Warren blutete, war aber bei Bewusstsein. Auf einen Ellbogen gestützt, befahl er Sneaky, die Schafe zurückzuholen, und fluchte laut, als dieser ihm aufhelfen wollte. Matt lag neben seinem Vater auf dem Kies, und Sneaky dachte gleich, dass er tot war. Regungslos wie ein Stein lag er da, sein Bein war aufgeschlitzt, die Ohren waren blutverkrustet. Also konzentrierte sich der Postbote auf denjenigen, der noch re-den konnte. Schließlich muss man das Leben retten, das noch zu retten ist. Später stellte sich heraus, dass Warrens Leber die ganze Zeit blutete. Er fluchte vor sich hin, bis er ohnmächtig wurde. Die drei Männer lagen gerade weit genug vom Pritschenwagen ent-fernen, dass sie nicht verbrannt waren. »Wenigstens haben wir die

beiden Leichen«, sollte Lorna später sagen. »Wenigstens können wir sie begraben.«

Der Postbote keuchte in der Hitze, als er Warren in die Fahrerkabine seines Pritschenwagens schob. Dann schleifte er Phils toten Körper zum Wagen und stieß ein lautes Grunzen aus, als er ihn auf die Ladefläche hievte. Zurück an der Unfallstelle, stand Lightning, der edelmütig auf einen Bissen Hammel zum Lunch verzichtet hatte, über Matts Brust und knurrte.

»Weg mit dir!«

Der Hund ignorierte ihn und leckte dem Jungen über das Gesicht. Ein Augenlid zuckte.

»Verflixt noch eins, Lightning!« Sneaky bückte sich, um den Leichnam näher zu untersuchen. Als er einen schwachen Puls fühlte, wandte er sich zu dem Hund um. »Kluger Bursche.« Zu Matt sagte er: »Halt durch, Kleiner. Bleib schön bei mir.« Er schob einige Pakete, Postsäcke und Holzkisten mit Lebensmitteln beiseite, um neben dem Vater Platz zu schaffen. »Pass gut auf ihn auf, Kumpel«, sagte er und griff seinem Hund an die Schnauze. »Gib Laut, wenn es ihm schlechter geht.« Damit setzte er sich wieder hinters Lenkrad, um wie der Teufel die gut dreißig Kilometer zur nächsten Raststätte zu rasen, wo es ein Tretkurbel-Funkgerät, Verbandszeug und eine Landepiste für den Flying Doctor gab.

Dr. Finbar Rafferty kannte die MacBrides schon seit Jahren. Normalerweise brachte den Iren nichts so leicht aus der Ruhe, aber bei dem Anblick, der sich ihm bot, nachdem er aus dem Flugzeug gestiegen war, zuckte er unwillkürlich zusammen. »Heilige Muttergottes!«

Dann rieb er sich das Gesicht, um sich zu sammeln, und von da an nahm er die kläglichen Gestalten vor sich nicht mehr als alte Bekannte wahr, sondern nur noch als Patienten. Einen nach dem anderen befolgte er die klinischen Schritte, die seine Gedanken auf sichereres Terrain leiteten.

An dem Vormittag, als Leben und Tod um das Schicksal ihrer Männer feilschten, stand Lorna MacBride in der Küche und bereitete mit der ihr eigenen forschen Effizienz für den bevorstehenden Geburtstag ihres Jüngsten einen Obstkuchen zu.

Die geräumige Küche war das Herz des alten steinernen Farmhauses, das wiederum das Herz von Meredith Downs war. In der makellos aufgeräumten Speisekammer, die Lorna generalstabsmäßig bestückt hielt, lagerten genügend Vorräte, um die Familie monatelang satt zu machen, sollte sie einmal wegen Bränden oder Wirbelstürmen von der Außenwelt abgeschnitten sein. Die Regale waren voll mit Konserven, Eingemachtem, Dosenobst, Zwieback, Jutesäcken mit Reis und Mehl sowie riesigen Büchsen mit Milchpulver.

Die Küche hatte schon mehrere Generationen von MacBrides versorgt, ehe sie vor Sonnenaufgang aufbrachen, um Schafe einzutreiben, oder verstaubt und verdreckt heimkehrten, nachdem sie einen Zaun errichtet oder ein Brunnenbohrloch repariert hatten. An dem langen Esstisch aus Eukalyptusholz servierte sie Nachbarn, die beim Bau eines Windrads halfen oder an einem Cricket-Match teilnahmen, ein herhaftes Mittagessen und verköstigte Besucher, die auf dem Weg nach oder von Perth vorbeischauten. Hier feierte man siegreiche Sportler, hier bejammerte man Überschwemmungen und Dürren.

An diesem Vormittag erfüllte der Duft von Brot, das Lorna in dem riesigen Holzofen gebacken hatte, den Raum. Der Strom auf der Farm kam von einem Zweiunddreißig-Volt-Generator, dank dem sie abends für ein paar Stunden elektrisches Licht hatten. So schwach der Schein der Glühlampen auch war: Lorna war nach wie vor heilfroh, dass sie nur noch einen Schalter betätigen musste, um Licht zu machen, statt wie früher mühsam Öllampen nachzufüllen und Dochte zu kürzen.

Wie so viele Farmen in dieser Gegend hatte auch die der MacBrides kein Telefon. Stattdessen stand neben dem Kühlregal, das schon auf die glühend heißen Backformen wartete, das Ped-Set, ein Funkgerät mit Tretkurbel, die einzige Verbindung der MacBrides zur Außenwelt.

Trotzdem erfuhr Lorna von dem Unfall nicht über Funk, sondern durch ein Pochen an der Haustür. Eben noch hatte sie Matts Kuchen in den Ofen geschoben, und nun geleiteten sie zwei Polizisten aus dem knapp einhundert Kilometer entfernten Wandering Creek, die Hüte in den Händen, durchs Haus zu ihrem eigenen Esstisch und bestanden darauf, dass sie sich setzte, bevor sie ihr die Nachricht überbrachten.

Die Worte perlten an ihr ab wie Regen von fettigem Vlies, ihre Bedeutung drang kaum zu ihr durch. Als sie endlich begriff, schoss ihr eine merkwürdige Erkenntnis durch den Kopf: Ihre Familie, die Welt, ja, die Realität selbst war zerstört, und doch standen auf den Regalbrettern noch immer alle Tassen, statt herunterzufallen und zu zerschellen. Unbeweglich und unbeeindruckt davon, dass Sergeant Wisheart zwei von ihnen herunternahm, für sie und ihre Tochter Rose Tee kochte und je drei Stück Zucker hineingab. Das Mädchen, das noch vor wenigen Augenblicken aufgereggt von ihrer morgendlichen Fahrt mit Miles zur alten Mine auf ihrem Grundstück erzählt hatte, stand nun sprachlos da, totenbleich vor Schreck.

Die Männer tot. Der Satz hallte in Lornas Kopf nach, als sie einen mehlbestäubten Finger durch den Henkel der Tasse schob, sich aber nicht mehr daran erinnern konnte, wie das ging, eine Tasse hochzuheben.

Der Unfall, der zwei MacBrides das Leben kostete, war kein allzu außergewöhnliches Ereignis. Alles, was man im australischen

Busch so wahrnimmt, verströmt eine Ahnung des Todes: der verdorrte Baum, der zu einem verdrehten Gebilde versteinert ist, die Hörner der Schafböcke, die im Staub verwittern, der Insektenschwarm, der als Schneewehe aus Flügeln und Beinen gegen das Fliegengitter eines Farmhausfensters prallt. In dieser Landschaft glitzert der Tod wie Quarzsand.

Jedes Jahr stirbt irgendjemand, den du kennst, weil er vom Pferd stürzt, mit dem Auto von der Straße abkommt oder von einer Schlange gebissen wird und niemand in der Nähe ist, der Hilfe leisten kann. Auch Minenschächte sind gängige Orte, um abzuleben. Abgesehen von den Bergleuten, die ein gerissenes Stahlseil erwischen oder deren Kopf zerquetscht wird, weil der Kollege an der Maschine geistesabwesend die Schalthebel verwechselt hat, gibt es viele Menschen, die in dieser überwiegend flachen Landschaft ohne hohe Gebäude verzweifelt nach einer Stelle suchen, von der sie hinabspringen können. Die Bergwerksschächte kommen da gerade recht, besonders wenn die Leute zu tief ins Glas geschaut haben oder sitzen gelassen wurden. Manch ein stillgelegter Schacht behält so ein Geheimnis mehrere Monate oder sogar jahrelang für sich.

Deshalb überlebst du hier draußen nicht ohne das unsichtbare Netzwerk, das sich wie Adern in einem Körper über die Farmen und Städte erstreckt und den Opfern solcher Schicksalsschläge überlebenswichtige Unterstützung bietet. Nach dem Funkspruch an den Flying Doctor verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer über den Kurzwellenfunk, für den es einen genauen Zeitplan gab, wann welche Farm die Frequenz des Arztes nutzen durfte. Jeder wusste, an welchem Punkt des Jahresplans Meredith Downs gerade war, was das Ablammen, Eintreiben und Scheren betraf. Ebenso wusste jeder, wäre er in der gleichen misslichen Lage, würde er auch auf die Hilfe seiner Nachbarn setzen. Wenigstens war Januar, der ruhigste Monat des Jahres, in dem fast alle die Füße still

hielten und darauf warteten, dass die lärmende Hitze das Interesse verlor und weiterzog.

Rose hatte darauf bestanden, direkt zur Klinik in Perth zu fahren, in die sie Matt brachten, auch wenn sie mehrere hundert Kilometer entfernt war. »Jemand muss da sein, wenn er aufwacht. Oder falls ...« Die beiden Frauen sahen einander schweigend über den Tisch hinweg an. Lorna wusste, dass Rose recht hatte, auch wenn sie den Gedanken kaum ertragen konnte, sich von ihrem letzten gesunden Kind zu verabschieden. Sie selbst würde sich auf den Weg machen, sobald auf der Farm alles geregelt war.

Maudie Knapp von der achtzig Kilometer nördlich gelegenen Farm Deep Springs kam als Erste vorbei, nachdem sie über Funk davon gehört hatte. Sie hatte einen eilig gepackten Koffer, eine große Dose ihrer berühmten Butterkekse und den Eintopf dabei, den sie auf dem Herd stehen hatte, als die Nachricht hereingekommen war.

»Ach, Lorna!« Der Anblick ihrer guten Freundin, die sich kaum auf den Beinen halten konnte und sie mit ihren grauen Augen ausdruckslos ansah, verschlug ihr einen Moment lang die Sprache. Sie atmete tief durch. »Okay. Ich bin da, Liebes. Und Charlie ist auf dem Weg. Bob Sowerby und ein paar seiner Männer von Maundy Creek nebenan sind auch schon im Anmarsch. Sag uns einfach, auf welchen Koppeln die Tiere stehen und was die Arbeiter machen sollen.« Sie öffnete und schloss mehrere Schränke, bis sie fand, was sie suchte. »Hier, trink einen Brandy.«

Hätte man Lorna MacBride hinterher gefragt, wie nach diesem schrecklichen Ereignis die Zeit vergangen war, sie hätte es nicht gewusst. Am ersten Tag war sie nur damit beschäftigt, einen Atemzug nach dem anderen zu tun, als würde sie vergessen, Luft zu holen, wenn sie sich nicht aktiv darauf konzentrierte.

Immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie über die Beerdigungen nachdachte. Das Bestattungsinstitut konnte ein paar Tage

warten, aber dort hatten sie keinen Kühllaum, und die Leichenhalle des Wanderrie Creek Hospital beherbergte »Gäste« nur begrenzt. Oder brachte es Unglück, schon jetzt die Beerdigungen zu planen, wo sie noch gar nicht wusste, ob es zwei oder drei sein würden?

Maudie unterbrach ihre Gedanken, als sie in sanftem Ton sagte:
»Ich weiß ja, du willst nach Perth zu Matt.«

»Matty, ja, natürlich.« Doch in eben diesem Moment konnte sich Lorna beim besten Willen nicht daran erinnern, ob ausgerechnet dieses Kind nun tot oder lebendig war. Sie wusste ... ja, sie wusste, dass ihre Rosie überlebt hatte. Aber wer von den Jungen?

3

Die schlanke Frau mit dem grauen Haar und den zitternden Händen, die den Brandy entgegennahm, war kaum wiederzuerkennen, fand ihre alte Freundin. Sie wirkte, als wäre auch sie unter einen Laster geraten. Als Charlie Knapp, Maudies Ehemann, das Haus betrat, brauchte er ebenfalls einen Moment, bis ihm klar war, wen er da vor sich hatte. Ihre sonst so rosigen Wangen wirkten wächsern, die Schultern hingen herab, ihre sonst so warme, klare Stimme kaum mehr als ein schüchternes Flüstern.

Und doch war sie immer noch Lorna MacBride, die Tochter eines Börsenmaklers aus Adelaide, die 1933 in Perth auf dem Shell Ball Phil kennengelernt hatte, in den sie von Anfang an ganz verNarrt war. Jene Lorna, die, mit jeder Menge Humor und gesundem Menschenverstand ausgestattet, nach Meredith Downs gekommen war, beflügelt von der Gewissheit, dass sie die Liebe ihres Lebens geheiratet hatte. Sie hatte auf der Farm schnell Wurzeln geschlagen und sich in der Gegend so gut integriert, dass sie schon bald alle im Umkreis von hunderten Kilometern kannten und bewunderten.

Lorna konnte einen Generator reparieren und ein Auto aus dem Sumpf ziehen. Sie buk die beste Biskuittorte, die die Mitglieder der Country Women's Association je probiert hatten, und wenn sich alljährlich herumsprach, dass sie wieder ihr Tomatenchutney abgefüllt hatte, kamen ständig irgendwelche Leute »rein zufällig« vorbei, um ein Glas zu ergattern.

Manche Farmen schickten ihre Frauen den Sommer über nach Perth. In Vororten wie Peppermint Grove standen Häuser aus kühlem Kalkstein, in denen geschminkte Damen mit blaustichi-

gen Dauerwellen vorübergehend ein Zuhause fanden und sich mit Tennis und Bridge die Zeit vertrieben, bis die Hitze so weit nachließ, dass sie ins Landesinnere oder in den Norden zurückkehren konnten. Unterdessen hatten Frauen wie Lorna MacBride und Maudie Knapp, die zu Hause geblieben waren, größere und kleinere Entbehrungen zu ertragen. Manchmal konnten sie sich wochenlang nicht die Haare waschen, weil es entweder zu wenig Wasser gab oder es so kalkhaltig war, dass ihnen die Haare hinterher vom Kopf abstanden wie bei einer Vogelscheuche. Sie klagten darüber, wie schwierig es war, Lebensmittel in einem nach Rauch riechenden petroleumbetriebenen Kühlschrank frisch zu halten, der die meiste Zeit innen wie außen mit einem schmierigen Film bedeckt war oder, schlimmer noch, Feuer fing. Frauen wie die beiden griffen selbst zum Gewehr, wenn sich mal wieder eine Schlange in ihre Küche verirrt hatte, und machten anschließend einen Strich auf der Schiefertafel, um am Ende des Jahres nachzusehen, ob sie diesmal mehr von den Biestern erlegt hatten als im Vorjahr. Sie kochten und putzten, versorgten Wunden und paukten mit den Kindern, was auf dem Lehrplan der Fernschule stand, bei Temperaturen, die einem den Atem nahmen. Sie rupften Hühner, nahmen sie aus und flämmten die Borsten von der Schwarte des Schweins, das ihre Kinder als Haustier aufgezogen und ihr Mann im Schlachthaus getötet hatte. Und sie trösteten ebenjenen Mann, wenn die Bank mit Zwangsvollstreckung drohte, der Regen ausblieb oder die Regierung irgendeine neue Abgabe ankündigte, die ihnen das Geschäft kaputtzumachen drohte.

All diese Talente und Fertigkeiten gaben sie an ihre Töchter weiter.

Im Fall von Lorna MacBride war das Rose, die zweite Person, die in der Küche bei dem süßen Tee, den Sergeant Wisheart zubereitet hatte, die schrecklichen Neuigkeiten erfuhr.

Rose war zwar keine Schönheit wie ihre Mutter, aber sie hatte ein gewinnendes Lächeln und wirkte ebenso gesund wie vital. Mit ihrem stämmigen Körperbau und ihrer Entschlossenheit war sie für ein Leben auf der Farm wie geschaffen. Sie konnte mit bloßen Händen einen Schafbock niederringen, und einen platten Reifen wechselte sie genauso mühelos wie ihre Brüder. Rose hatte weder Warrens Übermut noch Matts lockeren Charme, aber sie war flink, ausdauernd und immer fair. Wie selbstverständlich ging jeder davon aus, dass sie später einmal einen anständigen Kerl mit einem ordentlichen Betrieb heiraten und unter einem anderen Namen eine eigene Familie gründen würde.

»Schon komisch«, sagte Lorna. »Du ziehst sie alle gleich auf. Du hast sie alle gleich lieb. Und trotzdem ist jedes Kind einzigartig.«

Lorna ahnte als Erste, dass eine schöne Hochzeit und ein geruhiges Dasein als Frau und Mutter vielleicht nicht das Richtige für ihre Tochter wären. Ebenso bemerkte sie, dass Rose von klein auf gelegentlich mit der Wahrheit auf Kriegsfuß stand. Da es für Lorna MacBride nur schwarz oder weiß, richtig oder falsch gab, hatte sie nur wenig Verständnis dafür, wenn Rose manchmal über ein Ereignis berichtete und sich später herausstellte, dass es in Wirklichkeit ganz anders gewesen war.

Wenn Warren als Kind einen Becher fallen ließ oder ihm ein Ball durch eine Fensterscheibe flog, übernahm er stets voller Stolz die Verantwortung dafür. »So machen Jungs das. Man nimmt seine Strafe an wie ein Mann«, hatte Phil zu ihm gesagt. Dann erhielt er seine Tracht Prügel, oder sie schlossen für eine Woche sein Gewehr weg, und das Leben ging weiter. Matthew war damals noch zu klein, um irgendetwas anzustellen, das man Unfug hätte nennen können. Er liebte seine älteren Geschwister über alles und war oft ihr nichts ahnender Handlanger, etwa wenn er für Warren etwas stibitzte oder stillsitzen musste, während ihn die knapp drei Jahre ältere Rose als Prinzessin verkleidete. Wenn sie selbst etwas ka-

puttgemacht oder verloren hatte, sagte sie meistens, es sei »Bubbas Schuld«, um rasch hinzuzufügen: »Aber er ist ja noch so klein. Er kann nichts dafür.« Lorna ließ es dann immer auf sich beruhen. Bis sie eines Tages einen ihrer wenigen Hüte fand, einen Glockenhut mit Schleier, völlig verdreckt und der Stoff eingerissen. Der Hut lag normalerweise ganz oben im Wäscheschrank, Lorna selbst kam nur auf Zehenspitzen ran. Manchmal hatte sie Warren und Rose dabei erwischt, wie sie wie zwei Äffchen die Regale hochkletterten und sich in den Schrank hockten, während Matty ihnen frustriert und bewundernd zugleich zusah.

Phil hatte ihr den Hut auf der Hochzeitsreise gekauft. Im Laden hatte er ihn ihr einfach aufgesetzt und einen anerkennenden Pfiff ausgestoßen. »Wie heißt es so schön? ›Es gibt nichts Hübscheres als eine Frau, die geliebt wird.‹« Das war das Romantischste, was er je zu ihr gesagt hatte. Von da an war der Hut für sie ein Talisman, der sie an seine Worte und an die damalige Zeit erinnerte.

Mit den Kindern änderten sich die Dinge natürlich. Dann kam der Krieg. 1942 wurde Phils Bataillon nach Nordafrika verlegt, und als Lorna den beschädigten Hut entdeckte, zerbrach etwas in ihr. Sie versuchte gar nicht erst, ihren Zorn zu verbergen, als sie in die Stube marschierte, wo die Kinder spielten. Sie hielt das Objekt ihres Unmuts hoch. »Hat irgendjemand hierzu etwas zu sagen?«

»Mama, Hut«, quietschte Matt.

Was weiß denn ich!, besagte Warrens Gesichtsausdruck, während Rose putterrot anlief und ihr Blick von einem Bruder zum anderen huschte.

»Rosie?«, fragte Lorna.

»Das ist ein Hut. *Dein* Hut.«

»Hast du eine Ahnung, wie der so schmutzig geworden ist?«

Hochkonzentriert inspizierte Rose ein Bauteil aus ihrem Mecano-Metallbaukasten.

»Na?«

»Ich glaube, Warre...« Sie sah, wie Lornas Augenbrauen in die Höhe schlossen. »Bubba, meine ich. Ich glaube, Bubba war's.«

Die Lüge war dreist, aber im Brushton der Überzeugung ausgesprochen, weshalb Lorna sich zusammenreißen musste, um nicht loszulachen. »Geh auf dein Zimmer und denk noch mal darüber nach. Dann komm zurück, und sag mir, ob das wirklich stimmt. Ich werde dir nicht böse sein. Aber ich will, dass du mir die Wahrheit sagst.«

Lorna erwähnte diesen Vorfall in einem ihrer Briefe an Phil. Als sie eines späten Abends in der Küche saß und seine Antwort las, hörte sie ihn fast lachen. »Sie ist ganz schön schlagfertig, das muss ich ihr lassen.« Er hatte noch hinzugefügt: »Das verwächst sich.«

Lorna lächelte, machte sie sich aber dennoch Sorgen, dass es sich bei Rose womöglich nicht verwachsen würde. Sie wünschte sich so sehr, dass Phil bei ihr wäre, um über den Tisch hinweg ihre Hand zu halten. Sie sprach ein stilles Gebet, dass ihm nichts passieren möge, und dankte dem Herrn, dass sie Phil in dieser großen, weiten Welt über den Weg gelaufen war.

4

Mit dem Auftauchen der europäischen Siedler, die sich vorgenommen hatten, ausreichend Wasser an die Erdoberfläche zu pumpen, um ihr Vieh zu versorgen, war die Zahl der Kängurus hier draußen sprunghaft angestiegen. Mit Vorliebe fraßen sie die jungen Gräser und Triebe, die für die Schafe und Rinder vorgesehen waren, und tranken deren Wasser, das aus den Bohrlöchern sprudelte oder hinter den Staudämmen und in den Trögen einladend schimmerte. Das hatte zur Folge, dass die Leute von der Jagd auf Kängurus ganz gut leben konnten, indem sie von einem Grundstück zum nächsten zogen und nach Absprache mit den Grundbesitzern Kängurus schossen. Die Felle verkauften sie dann und manchmal auch das Fleisch als Tierfutter, je nach Markt- und Wetterlage. Manche Ländereien waren so groß, dass ein Kängurujäger dort das ganze Jahr über zu tun hatte.

Pete Peachey, der Kängurujäger auf Meredith Downs, war ein schlaksiger Kerl, der sein schütteres Haar mit Öl nach hinten kämmte. Mit einem einzigen scharfen Blick erfassten seine grauen Augen ihr Gegenüber, den Horizont und alles dazwischen – einem Blick, der zu durchdringen schien, was auch immer er ins Visier nahm. Sein Gesicht war von der Sonne so tief gebräunt, dass es an die Kängurufelle erinnerte, die er ständig bei sich trug. Er kam und ging wie ein Komet. Niemand wusste, wo er war oder was er tat, sobald er das Grundstück verließ. Einmal im Jahr tauchte er beim Bezirksausschuss für Schädlingsbekämpfung auf, und bei der Gelegenheit stattete er auch dem örtlichen Polizeirevier einen Besuch ab, um für zwei Pfund seinen Jagdschein für ein weiteres Jahr zu verlängern.

Peachey schwieg wie ein Grab. Nur zwei Dinge über ihn waren allgemein bekannt: dass er erstens ein hervorragender Schütze war, dem man nur einen Monat nach seiner Rekrutierung die begehrte King's Medal verliehen hatte. Ein umso bemerkenswerterer Umstand, da man ihn als geborenen Linkshänder als Kind auf Rechts-händer umerzogen hatte und er deshalb heute beidhändig schoss, und zwar links wie rechts gleich tödlich. Und zweites, dass er in japanischer Kriegsgefangenschaft gewesen war. Für die Zeit danach wiesen die Informationen einige Lücken auf.

Peachey erwähnte nie, ob er eine Familie hatte. Die Leute fanden es unhöflich, ihn direkt danach zu fragen, also verbreiteten sich die Gerüchte wie Grassamen im Wind, bis niemand mehr so recht wusste, was stimmte und was nicht.

Trotz seines Berufs achtete er, sofern er Zugang zu Wasser hatte, penibel auf Reinlichkeit und war dank seines Rasiermessers meistens glattrasiert. Trat er abends seinen Dienst an, so war sein Haar stets akkurat gebürstet, doch bei Feierabend war es voller Blut, das ihm zudem an den Kleidern klebte und das Wasser rot färbte, wenn er in einen Bach stieg. Während eines Wirbelsturms, der die Straßen unpassierbar machte, hatte er sein Lager einst in der Nähe des Haupthauses aufgeschlagen und in seinem mobilen Ofen einen Ingwerkuchen gebacken. Lorna hatte zugeben müssen, dass er leckerer war als ihr eigener. Pete Peachey steckte voller Überraschungen.

Eines Abends im Jahr 1947, mehr als zehn Jahre vor dem Unfall und etwa ein Jahr nachdem er den Job auf Meredith Downs übernommen hatte, lag der Kängurujäger auf einer Plane vor seinem Zelt. Seine Knie ragten empor wie zwei dürre Bergspitzen. Durch sein Fernglas betrachtete er den zunehmenden Dreiviertelmond, dessen

aschgraue Krater deutlich zu erkennen waren. Die ruhige Herbstnacht war zu kühl für Schnaken und Sandmücken. »Sonnenklar, Kumpel«, sagte er, und dann in die Stille hinein: »Oh.« Er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, dass sein Jagdhund nicht mehr da war. Das Tier war ein paar Tage zuvor an einem Strychnin-Köder verendet.

Als er vertrocknetes Gras knistern hörte, drehte er sich um, tauschte sein Fernglas blitzschnell gegen sein Gewehr und suchte die vom Lagerfeuer erleuchtete Umgebung ab, bis der Lauf auf zwei dünne Beine gerichtet war, zu denen sich ein kindlicher Oberkörper und ein Kopf mit langem, ungekämmtem Haar gesellten.

»Rosie?«, rief Pete und ließ die Büchse sinken. »Was zum Teufel ...?«

»Was haben Sie sich angeguckt?«, fragte das kleine Mädchen.

»Verflixt, wie bist du denn hierhergekommen? Wo sind deine Mum und dein Dad?«

Sie schlurfte auf ihn zu, wobei ihr die Leinentasche von der Schulter rutschte. »Warren ist ein Blödian. Er hat mir das Handgelenk verdreht und gesagt, wenn ich groß bin, muss ich von hier weg, also kann ich genauso gut jetzt schon gehen.« Sie verzog den Mund. »Er hat mich erwischt, als ich mit seinen Meccano-Sachen gespielt hab.«

»Hat er dir wehgetan?«

»Nee.« Mit ihrer kleinen Hand schob sie sich die dicken Haare aus den Augen. »Dafür habe ich seine Sydney Harbour Bridge von Meccano kaputtgemacht. Weiß er noch gar nicht.« Sie verschränkte die Arme. »Ich geh nicht mehr nach Hause.«

»Komm her. Lass dich mal anschauen.« Pete drehte sie im Lichtschein hin und her. Nichts, was eine Haarbürste und ein Wannenbad nicht beheben konnten. »Setz dich ans Feuer.« Er zog eine umgedrehte Holzkiste heran, holte eine kratzige graue Decke und legte sie ihr um die Schultern.

Erneut fragte er sie, wie sie hierhergekommen war, aber sie schürzte nur die Lippen.

Er stellte den Blechkessel auf das Feuer. »Sag mal, wie alt bist du noch mal?«

»Zehn. Also fast.«

Peachey nickte mit ernster Miene. »Warren ist dir also dumm gekommen.«

»Ja.«

»Und da wolltest du es ihm heimzahlen.«

Das Mädchen zuckte lässig mit den Schultern, aber ihr Kinn zitterte ganz leicht.

»In Ordnung.« Er goss Tee in einen Zinnbecher und rührte für sie ein wenig Zucker hinein. »Wir sind hier ein ganzes Stück vom Haus weg. Wie lange bist du denn gelaufen?«

Sie sah ihn an, als wäre er nicht ganz bei Trost. »Ich bin doch mit Ihnen hergekommen«, sagte sie und zeigte auf den leeren Anhänger, dessen Plane nicht ganz geschlossen war. »Ich bin da rein geklettert. Als Sie angehalten und das Tor am Haus aufgemacht haben.«

»Ach so.« Pete atmete aus und stemmte die Hände in die Hüften. »Und wo willst du jetzt hin?«

»Wanderrie Creek?« Rose steckte ihre rosa Zungenspitze in die süße Flüssigkeit. »Hauptsache, weit weg von Warren.«

»Klar«, sagte Pete, schnappte sich ebenfalls eine Kiste, setzte sich neben sie und trank seinen Tee. »Weiß jemand, dass du ausgerissen bist?«

Sie zog einen Flunsch und schüttelte den Kopf.

»Verstehe.«

Das Mädchen streckte eine Hand aus, die Innenseite nach oben.

»Was ist? Willst du was zu essen?«

»Das ist für den Klaps. Weil ich ungezogen war. Ich nehme es wie ein Mann.«

»Vom alten Pete gibt es keinen Klaps, Kleine.«

Sie ließ die Hand, wo sie war. »Von Dad kriege ich bestimmt einen.«

»Meinetwegen. Mein Dad hätte mir auch einen verpasst.« Er berührte ihre Handfläche mit einem Finger, damit sie sie herunternahm. »Kann nicht behaupten, dass mir das viel genützt hätte.«

Sie saßen eine Weile da. Das kleine Mädchen schleckte den Tee aus wie eine Kragenechse, während die Grillen das Knistern des Feuers nachahmten. Sie musterte das Lager und schnupperte ab und zu, um sich einen genaueren Eindruck zu verschaffen – vom Rauch, von dem Waffenöl, dem Geruch nach Petroleum.

Irgendwann nahm Pete ihr den erkalteten Becher ab. »Na schön. Was hältst du davon, wenn ich dich zu deinen Eltern zurückbringe? Die machen sich bestimmt schon Sorgen.«

»Was haben Sie sich vorhin durch das Fernglas angeguckt?«

»Nur den Mond.«

»Warum?«

Er neigte den Kopf, als wolle er sagen: *Sieh selbst*, nahm das Fernglas und reichte es ihr.

Rose staunte mit offenem Mund. »Aber da ... da sind ja Löcher drin.«

»Krater.«

»Und ein dunkleres Stück an der Seite.«

»Ja. Heute Abend ist zunehmender Dreiviertelmond, deshalb ist der dunkle Teil recht klein.«

»Wie, drei Viertel?«

Pete schüttete den Bodensatz seines Tees aus. »Lass uns eine Abmachung treffen. Ich erzähle dir vom Mond, wenn du mir dafür versprichst, dass wir dich gleich danach zurückbringen. Und dass du ab sofort nicht mehr von zu Hause wegläufst, bis du«, er überlegte kurz, hielt sich dann eine Hand an die Schulter, »so groß bist. Okay?«

Anschließend erklärte Pete dem Mädchen die verschiedenen Phasen des Mondes, wie er zu- und abnahm und dass man von der Erde aus immer nur eine Seite des Mondes sehen kann, da er sich ungefähr genauso schnell um die eigene Achse dreht wie die Erde.

»Aber was ist denn auf der *anderen* Seite?«

Er dachte einen Moment nach. »Ich schätze mal, das geht nur den Mond was an, Rosie. Dafür, wie hell er auf uns scheint, spielt das keine Rolle.«

In einer besonders warmen Dezembernacht geht Pete Peachey hinunter zum Bach und wäscht sich das Blut von den Händen. Das Wasser ist so kalt wie die Toten und genauso regungslos. Nachdem seine Finger die klebrigen roten Flecken los sind, wandern sie zu den Knöpfen seines Flanellhemds, das über und über von Staub bedeckt ist und nach Kängurublut, Schweiß und drei Tagen in der Wildnis stinkt.

Er befühlt jeden einzelnen Knopf und zählt sie stumm, während er sie öffnet, dann streift er das Hemd ab. Seine Stiefel machen *Fft*, als er sie auszieht, danach kommen die dicken Wollsocken dran. Die Schnalle klickt, als er den Gürtel öffnet und die Hose herunterlässt. Die Unterhose ist nicht mehr weiß, sondern rostrot, trotzdem leuchtet sie im Mondschein, bis auch sie abgestreift wird. Um die Sturmlaterne flattern jetzt Motten und Käfer und prallen immer wieder gegen das glühend heiße Glas. Er greift in eine Tabakdose, nimmt ein Stück Kernseife heraus und watet in den Bach.

Er taucht sie ins Wasser und fängt an, sich damit abzureiben, aber nicht so energisch und kräftig, wie er sich im Haupthaus die Hände wäscht, sondern mit sanften, versonnenen Bewegungen. Begleitet vom eindringlichen Zirpen der Grillen, seift er jeden Quadratzentimeter seines Körpers ein. Mit jeder Handbewegung wäscht

er den Blick in den Augen des Kängurus fort, das Geräusch, als er ihm die Haut von den Muskeln gerissen hat, das laute Knacken, als er ihm die Beine gebrochen hat, damit sie beim Transport weniger Platz benötigen. Ebenso den Anblick des Jungtiers, das er aus dem Beutel der toten Mutter gezogen und das bläulich geschimmert hat, weil es noch kein Fell hatte.

Als er sich hinsetzt, um sich die Füße zu waschen, spürt seine Hand noch immer das Gewicht der winzigen Kreatur, deren Kopf er auf den felsigen Boden geschlagen hat. Bilder von ganz anderem Blut und anderer abgerissener Haut flackern auf, Erinnerungen aus einer früheren Zeit. Doch dann verschwinden sie wieder. »Vergeben, vergessen«, flüstert er.

Während er mit der Seife über die Konturen seiner Nase, seiner Stirn und seines stoppeligen Kinns fährt, liest er seine eigenen Gesichtszüge wie Blindenschrift. Wie sich das wohl für eine Frau anfühlen möchte? Sein dünnes Haar ist verkrustet von Staub und Schweiß, und er taucht den Kopf unter Wasser, das so kalt ist, dass er eine Gänsehaut bekommt. Mit kräftigen, geschickten Fingern wäscht er sich die vielen Kilometer und Stunden ab. Jetzt ist er gereinigt. Geläutert.

Er steigt aus dem Wasser, trocknet sich ab, schlüpft in die Stiefel und schürt das Feuer, auf dem der Kessel schon fast für einen Tee bereit ist. Die schmutzige Kleidung liegt ordentlich zusammengelegt neben dem Falthocker, die Gewehre stehen in Reih und Glied vor dem Zelt. Er leert eine Dose Bohnen in den kampferprobten Kochtopf und stellt ihn aufs Feuer, kocht nebenbei den Tee. Er hat es nicht eilig. Er betrachtet den Seesack am Rande der Finsternis, schaut nach den Bohnen und röhrt sie um. Er genießt das Gefühl der frischen Luft auf der sauberen Haut.

Nach dem Essen baut er das alte Grammophon auf, das im Schatten auf ihn gewartet hat, und pustet den Staub von einer Schellackplatte. Es ist eine von vielen, die er im Laufe der Jahre von diversen

Farmern geerbt hat, die nicht schnell genug auf Radiogramme und Langspielplatten umsteigen konnten. Er dreht die Kurbel. Die klare, helle Stimme von Nellie Melba singt »*Il dolce suono*«, und er greift nach dem Seesack. Als er eben nackt dasaß, ist es ihm nicht in den Sinn gekommen, sich umzusehen, schließlich ist hier im Umkreis von weiß Gott wie vielen Kilometern kein Mensch. Doch als er jetzt das Seil löst, mit dem der Sack zugebunden ist, schaut er sich verstohlen um und lauscht auf menschliche Geräusche. Nichts. Er greift hinein und holt einen Spiegel heraus. Einen Moment lang betrachtet er die grauen Bartstoppeln. Die Narbe auf der Oberlippe ist mit der Zeit verblasst.

Seine Wangenknochen verlaufen schräg unter den Falten, die sie durchkreuzen. Er legt den Spiegel auf seinen Schoß und holt eine Haarbürste heraus, um sich das feuchte Haar aus dem Gesicht zu kämmen. Dann wühlt er, ohne hineinzusehen, im Sack herum, bis er findet, wonach er gesucht hat. Er schaut sich erneut um und zieht etwas Purpurrotes heraus, während die längst verstorbene Sängerin ihm verspricht: »*Del ciel clemente un riso la vita a noi sarà* – Ein Lächeln vom gütigen Himmel wird das Leben für uns sein.«

»Uns« bedeutet jedes Mal etwas anderes, denkt er und streichelt die Seide in seinen Händen.

5

Der Fahrer des Postautos, der den Unfall zufällig entdeckte, kam nur ungefähr einmal die Woche nach Meredith Downs, mitunter sogar noch seltener, wenn ein Buschbrand oder eine Überschwemmung die Straßen blockierte. Seit 1950 war Sneaky Snook als Postbote auf dieser Route tätig. Er hieß eigentlich William und wurde von allen Billy genannt, bis er mit sieben Jahren in einen Vorfall mit ein paar Böllern verwickelt war, der ihm den Spitznamen »Sneaky« einbrachte. Seitdem nannte ihn jeder so, sogar seine eigene Mutter. Sein Hütehund Lightning saß stets mit im Wagen, so hatte er auf der sechshundertfünfzig Kilometer langen Rundfahrt immer jemanden zum Reden. Der Blue Heeler war tadellos erzogen – manche Leute meinten sogar, er habe bessere Tischmanieren als sein Herrchen. Außerdem war es praktisch, ihn dabeizuhaben, etwa wenn sie unterwegs Rast machten und ihnen eine Schlange zu nahe kam. Als Welpe war der Hund in eine Dingofalle geraten und hatte ein Bein verloren, aber Sneaky hatte sich da bereits an den Namen gewöhnt und es nicht übers Herz gebracht, Lightning umzutaufen.

Sneaky hatte glattes sandfarbenes Haar und eidechsentrückene Hände, bei denen die Haut das Nagelbett hochwuchs. Seine Nase war knollig, die ledrigen Wangen überzog ein Netz aus violetten Äderchen, und seine Lunge pfiff, wenn er lachte, besonders, wenn er gerade rauchte. Ein Bein war zwei Zentimeter kürzer als das andere, weshalb er meistens seine »Tanzschuhe« trug, wie er sie nannte, bei denen eine Sohle erhöht war, damit er nicht hinkte.

Sein ständiger Appetit auf Schmalzbrote hatte ihm einen mächtigen Bauch beschert, mit dem er gerade eben hinters Lenkrad passte,

und seine Vorliebe für Swan Lager war da auch nicht gerade hilfreich. Die Oberhemden spannten an den Knopfleisten, denn als Optimist glaubte Sneaky fest daran, dass er nächste Woche, nächsten Monat oder nächstes Jahr weniger Bier trinken und dann endlich seine Knie wiedersehen würde. Allein deshalb sah er keinen Grund, ein Flanellhemd wegzwerfen, das noch fast neu war. Nach unzähligen Drinks konnte man ihn manchmal dazu überreden, dass er auf den Zähnen mit einem Bleistift oder einer .303-Patrone – je nachdem, was gerade zur Hand war – die Ouvertüre von *Wilhelm Tell* klopfte. Manchmal, wohlgemerkt. Und auch nur, wenn er sein Gegenüber mochte.

Für viele Leute war Sneaky die einzige Anlaufstelle, um nach Meredith Downs oder von dort wieder wegzukommen. Wann immer es ging, fuhren neue Farmarbeiter im Postauto mit, und er brachte diejenigen, die entlassen worden waren, zurück in die Stadt. Er hatte die Gabe, sich mit jedem über alles Mögliche zu unterhalten, und warf zwischendurch immer wieder Äußerungen ein wie: »Was Sie nicht sagen!«, oder: »Da sind Sie wohl ein richtiger Experte, was?«. Seine Fahrgäste fühlten sich dann selbstbewusster und bedeutender, wenn sie am Zielort ankamen.

In dieser Hinsicht war Sneaky das genaue Gegenteil des Kangurujägers Pete Peachey. Im Gegensatz zur Plaudertasche Sneaky bestand Peacheys Gabe darin, Unterhaltungen zu vermeiden – manchmal sprach er tagelang kein Wort. Aber wann immer sich ihre Wege kreuzten, verstanden die beiden sich gut. Sneaky plauderte gerne, und Pete Peachey ließ ihn gewähren.

Sneaky war *im Dienste Seiner* (und später dann *Ihrer*) Majestät unterwegs – so stand es jedenfalls auf den Briefumschlägen der Regierung – und fühlte sich dem Königshaus gegenüber persönlich verpflichtet, die ihm ausgehändigte Korrespondenz vertraulich zu behandeln. Zwar plauschte er mit den Leuten, denen er unterwegs begegnete, über dies und jenes, zum Beispiel darüber, ob auf der